

Anja Utler

müнден – entzüngeln

Gedichte

und endlich auch: atmen wollen, taun, wie der
see aus dem: schilf klaffen, triefen, die
kiefer das: kinn aus dem schlick scheiden,
trennen, und: abschenken, wieder die
lippen sich auf, aus dem rohr schneiden,
schlitzen, die kehle zum gaumen hin bricht:
an dem halm sich der laut

Diese Gedichte „strudeln“, „entstieben“, sie dringen unter die Haut, reichen bis tief in die Lungenspitzen, lösen die Zunge. Der Sprachsog von Anja Utlers lyrischen Verflechtungen zieht uns hinein ins Wechselspiel jener ungeschiedenen, vorbewussten Ganzheit, wo Innen und Außen, Körperliches und Naturhaftes in- und auseinander fließen. Ganz dem Augenblick verpflichtet, rühren sie an jenen Grund, wo das Sprechen beginnt, wo das Fühlen, das Denken sich sammelt und umschlägt, aus dem Körper bricht, eher noch Atemgeräusch denn gestalteter Laut. Und zischelnd, knackend, murmelnd blitzt aus dem sich reibenden, klingenden In-, Mit- und Gegeneinander die anarchisch-lebendige Welt hervor – ungeschaut, geheimnisvoll.

Für ihre Gedichte aus „müнден – entzüngeln“ wurde Anja Utler die wichtigste Auszeichnung für junge Lyrik im deutschsprachigen Raum, der Leonce-und-Lena-Preis, verliehen. Die Jury würdigte die gespannte Balance ihrer Gedichte als „Sprachspiele gesteigerter Weltwahrnehmung, die aus der Substanz der Wörter jene Leuchtstreifen entwerfen, an denen sich unsere Neugierde, aber auch unsere Verstörungen im Erkunden der Sprache entlang tasten“.

Das ist ganz selten: Anja Utler empfindet die Sprache. Daher schreibt sie so hart und so blitzend, so mitleidend genau. Daher die sibyllinische Klarheit und der bestürzende Reichtum ihres Gedichts. Ich kenne jetzt kaum jemanden, egal in welchem Alter, der Anja Utler das Wasser reichen könnte. Das gilt auch für die hoch entzündliche Präzision ihres Vortrags. Respekt.
Thomas Kling

Anja Utler, geb. 1973 in Schwandorf (Deutschland), lebt in Wien. Studium der Slavistik, Anglistik, Sprecherziehung in Regensburg, Norwich und St. Petersburg. Promotion über Dichterinnen der russischen Moderne. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. 1999 erschien der Gedichtband *aufsagen* (Bunte Raben Verlag). Fellowship Literatur der Stiftung Insel Hombroich 2001, Leonce-und-Lena-Preis für Lyrik 2003.

Anja Utler, *münden – entzüngeln*. Gedichte
Originalausgabe
96 Seiten, Hardcover, fadengeheftet, mit Lesebändchen
ISBN 3-902113-33-2 € 17,40 / sfr 29,90

Pressespiegel

Wie Atem zur Stimme wird

Ein perfektes Lyrikdebüt: Anja Utlers Apollo-Mission

Der menschliche Kehlkopf ist eine der kompliziertesten Konstruktionen der Natur. Die Luftröhre ragt als Stutzen aus einem Speichelsee, ein reflexgesteuerter Deckel verschließt sie beim Schlucken, und mehrere Nervenstränge sind nötig, um Zunge und Stimmbänder zu kontrollieren: Ernährung, Atem und Sprechen teilen jene Enge, in der sich entscheidet, ob das Leben allein im Schlingen der Gurgel vergeht oder als Gesang sich verströmt. Anja Utler, geboren 1973, die als Slavistin und Stimmpädagogin die Tücken und Freuden der physischen Artikulation kennt, situiert ihre Gedichte in einer Sprache, die Kehle und Landschaft als „stimmenschlund“ ununterscheidbar werden läßt: „betasten die hände, / sie: nesteln, gefiedert, vom / brustkorb ab flechten sich / tiefer ins: schilf schlucken: licht, / gurgeln, dunkel ja, dämmrig / sie: stricken kielwärts ja kehlwärts / sich: hohlräume, mulden aus / halmen aus fingern aus (..)“.

Es ist zunächst eine träge Urlandschaft, durchzogen von Rinnsalen, die in Teichen stagnieren, und aus der sich das Subjekt kaum abhebt: „ja, wieder und wieder ent- / wrungen sich, immer, bloß / bin murmeln bin ...“ In solch amorpher Syntax kommt die Sprache als Lautfolge ganz beiläufig zu sich: „bin murmeln bin“ ist der Quell aus dem Utlers Gedichte entspringen „ins eigne, schwappende bild“. Doch es bleibt nicht so sanft. Splitternde Geräusche und Vorgänge spalten Laute ab: „und endlich auch: atmen wollen, taun, wie der / see aus dem: schilf klaffen, triefen, die / kiefer das: kinn aus dem schlick scheiden, / trennen, und: abschenken, wieder die / lippen sich auf, aus dem rohr schneiden, / schlitzen, die kehle zum gaumen hin bricht: / an dem halm sich der laut“. In genau konturierten Rhythmen und Atempausen beginnt dem langsamen Leser die deutsche Sprache aufs neue zu sprechen. Wer Ohren hat zu hören, kann im ersten Teil des Bandes die Genese von Sprache im allgemeinen nachvollziehen, um im zweiten Teil die Fortführung der Wortfelder Fluss und Atem in vier Einzelthemen zu verfolgen. So wird die bereits in der Antike erfolgte Verschmelzung der Götter Kronos und Chronos aus der Entgegensetzung von gutturalem Verschlusslaut /k/ mit dem Hauchlaut /ch/ entwickelt: Die Opposition der Phoneme charakterisiert zwei Welthaltungen, in denen eine sinnliche Paarbeziehung zur Sprache kommt. Noch konkreter wird aus dem bloßen Schmerzlaut die Schindung des Marsyas durch Apoll entfaltet: „marsyas, das ist: an den stamm gegangen / bald: ausgelöst sein, an den ast gekrallt - balg -/ ist gespannt, dass die schatten den achseln/ entfliehn, von der klinge gespalten zu werden/ - der atem gebannt – sehn: sie öffnet das dunkel/ gedachte: den strömen aus luft und aus licht“. Auf beklemmende Weise verschmelzen Laute und Vivisektion, bis „ein ächzen - / und vorerst nur er: vom entsetzen entbunden wird marsyas wird - / endlich: entströmt er ins harrende land er / entrinnt nicht: entspringt“.

Von ebenso unmittelbarer Sprachgewalt ist die aus der Ich-Perspektive gedichtete Verwandlung der Daphne in Lorbeer beschrieben. Doch erst mit der Marina Cvetaeva gewidmeten Gedichtfolge „sibylle“ erreicht der Band seine höchste Höhe. Apolls besessene Seherin verbrennt vor den lesenden Augen in eine Schlange: „sibylle sie: türmt sich, wird: klippen sie zischt ist die: gischt in den/ poren verglüht sie versprüht: sibilanten, erlischt- sss- ebbt/ flutet sich selbst und: stöhnt auf...“

Erst wenn man das – auch buchtechnisch – perfekt gestaltete Buch zur Seite legt und reflektierend den Bann des Gelesenen bricht, wird klar, mit welcher Konsequenz die Dichterin ihre Stimme als Flusslandschaft gestaltet hat und mit welcher Souveränität sie sich die antiken Mythen angeeignet hat. Diese brauchen nichts als einen Atem, der trägt, und einen Kopf, der den Versuchungen des Klassizismus wie der Dekonstruktion zu widerstehen weiß. Anja Utlers dezidiert antiapollinische und zugleich selbstbewusste Sprache gibt durch die kohärente Bildlichkeit den Weltbezug von Sprache nicht auf, doch zugleich erhalten die Wörter durch Ambivalenzen, Rhythmen, Lautmuster und syntaktische Offenheit ihren glucksenden Eigensinn zurück: die poetische Macht der Zeichen, sich der Benutzung durch Meinungen zu entziehen. Das physiologische Wunder des Kehlkopfs, in dem jeden Tag die Verschmelzung von Materie und Bedeutung geschieht, wird durch Utlers kleines, aber epochales Meisterwerk wie zum ersten Mal als Grund unseres Bewusstseins erfahrbar: Geist als Verwandlung von Atem in Stimme.

Thomas Poiss, FAZ, Juni 2005

So gliederlösend muss die Liebe klingen

Wo anfangen? Anja Utlers fängt da an, wo artikulierte Sprechen einerseits einsetzt und die grundlegenden einzelnen Wörter andererseits angesiedelt sind, irgendwo im Menschen – und wo das ist, wissen wir trotz aller Hirnforschung nicht, und wenn wir's wüssten, würde dies kein einziges Gedicht hervorbringen. Insofern wissen die Hirnforscher ungefähr so viel über Sprache wie die Linguisten. Aufgabe der Poesie aber, so könnte man vielleicht sagen, scheint spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu sein, das „Wissen“ der beiden oben genannten Fraktionen zu unterlaufen, zu hintergehen und etwas zu produzieren, vor dem sie fassungslos stehen.

Anja Utlers, wie gesagt, fängt an einem imaginären Punkt an; der ist ein Konstrukt, aber ein überzeugendes: Da, wo Artikulation als physisch-expressiver Vorgang beginnt und zugleich die hervorgebrachten Wörter eben doch etwas bezeichnen, etwas Physisches, etwas Bildhaftes, Bedeutungsfelder, wo auch einander ähnelnde Wortarten sich häufen, zueinander zu gehören scheinen. Sie schafft „verflechtungen“, bis man oder damit man nicht mehr weiß, ob da die Rede von einem Abschnitt eines Bachs oder von einem Körper ist, der von „fließen“ durchzogen ist? Ist mehr das Strömen dominierend oder sind es irgendwelche kleinen Widerstände gegen das Fließen? Ist hier vom Körper drinnen oder von der Natur draußen die Rede?

Dabei sind ihre Gedichte – sind das noch Gedichte? Ja, so etwas darf mit Fug „Gedicht“ heißen – eben gar nicht abstrakt, sondern eigentlich nur konkret, und sie wirken vielleicht abstrakt, aber nur weil der Leser natürlich ein sprechendes Ich und eine thematische Idee vermisst; aber Sprechende oder Angeredete sind durchaus da:

„glimmen sagst, splitter sie: blinken, sie
knistern dir zu das ist: lichtspreu sagst
so: sprühts dir zu es tritt tränkend dir –,

Es ist unfair, ein solches „zwischenstück“ zu zitieren, aber fast alle Gedichte Anja Utlers sind Zwischenstücke, sind Abschnitte, Übergänge, Phasen in Verläufen, die dann „gründen – sich eintauschen“ oder „balancen“ heißen können oder „übernehmen“ oder „auslösung“ (wieder ganz körpernah zu denken: wie ein Knochen aus dem umgebenden Fleisch ‚ausgelöst‘ wird). Wörter, sagt uns die Sprachtheorie – ach was, „Wörter“ ist noch ein viel zu edles Wort, sagen wir lieber superneutral: „Zeichen“ – Zeichen also sind natürlich ganz willkürlich, haben keine notwendige Beziehung auf das Bezeichnete. Poetische Sprache arbeitet sich daran ab, eine notwendige Beziehung vom Wort auf das Benannte herzustellen, einen Text so zu fügen, dass das Bezeichnete gar nicht anders als mit diesen Wörtern oder Worten in Erscheinung treten kann. Von der Wahl der Wörter oder Bilder her könnte man von Anja Utler sagen: Sie schreibt Körpergedichte, sie schreibt Naturgedichte, sie schreibt Liebesgedichte (nur macht sie keine Show daraus, lässt kein Kniegelenk lösendes Sentiment zu); sie wird wahrhaft „intim“ mit ihren Sujets, aber sie wird, sozusagen, nicht persönlich. Aber doch sehr zärtlich.

Kein mythologisches Dekor

Was besonders hoch zu schätzen ist: In vier Gedichten wagt Utler sich an Mythen, an mythische Denkfiguren heran, und das glückt so ernst, weil sie keine Bildungspoesie daraus macht, nicht mit antiken poetischen Formen herumwirft noch bildungstouristisch in der Nähe der Cestius-Pyramide herumsitzt, sondern sich in Marsyas und Daphne, Chronos und die Sibylle hineinschmiegt, kein mythologisches Dekor braucht, sondern in den Konvulsionen des Leidens drin ist. Furchtbar umkreist sie Apolls Opfer Marsyas, bewegt klagt sie für Daphne. „Cantabile“, sangbar, wohl lautend ist keines ihrer Gedichte, aber muss nicht so lockend, so rau und gliederlösend die Liebe im Gedicht heute klingen?

„will schon: du treibst dich mir zu
willst zum abbruch hin, hänge, du
trägst mir den: schiefer ab, schürfst,
ihn vom: kopf weg, den schultern
in wurzelstock kehle geröll: trennst mich
machst – wie entzwei sein – die scharfen
konturen mir fänge den wolfsrachen
fragen auch – werde ich? –
ich – schlag dich mir zu“

Jetzt wäre noch zu handeln von den sprachrhythmischen Künsten von Anja Utler, wie sie den Fluss der Worte aufhalten, stauen kann und damit Dynamik und Körperlichkeit in ihre Zeilen bekommt. Was hiermit in Kurzform geschehen ist. Und nun noch ein hohes Lob für die wahrhaft geschmackvolle und gediegene Herstellung dieses außerordentlichen Gedichtbandes. Alles sehr aufregend und bemerkenswert.

Jörg Drews, Süddeutsche Zeitung, September 2005

„bin murmeln bin“

Wer das Sprechen beim Wort nimmt, der kann es dorthin verfolgen, wo es entsteht. Der Wind der Lungen bläst über Stimmritze und dröhnenden Kehlkopf, der Mund formt aus Lauten die Worte, damit sie münden in die Welt. „münden – entzündeln“ nennt die junge, in Wien lebende Schriftstellerin Anja Utler ihren zweiten Gedichtband. Es ist eine Elementarlehre des Sprechens auf dem hohen Niveau der Poesie, ein staunenswert kluges und zugleich höchst sinnliches Buch. Ein murmelnder Bachlauf kann die Rede sein – „bin murmeln bin“. Die Laute treibt und spült es empor in Anja Utlers virtuoson Gedichten, sie „entwellen sich in: einen gurgelnden lauf“.

Es sind archaische Flusslandschaften, es ist ein unberührtes Terrain, wo sich durch das Knacken und Reiben, die Explosionen und das Zischen des Sprechens eine Welt erst erschafft. „entsickert, gemündet in / schlingende flutende, fransen mäandernde / adern sich aus – richtung: talsperre – jochbein, ja / gurgeln und stockt stottert fängt: sich an reusen aus / hornblatt, gezähmt, flutet im: gerodeten mund.“ Anja Utlers Gedichte bilden die Bewegungen unendlicher Metamorphosen nach, vom dunklen Röcheln des Unbewussten bis in die wachste Mythologie. In einer Gedicht-Metamorphose, in der sich Gott Kronos in den orpheischen Chronos verwandelt, verschiebt sich mit dem Anlaut auch das Bild der Welt. Zuletzt schlägt Anja Utler noch einmal einen Bogen. Es sind grausame Verwandlungen im Zeichen des Dichtergottes Apoll. Die trocknende Haut des Marsyas hängt knisternd im Baum. Die zur Schlange verwandelte Sibylle züngelt durchs Dickicht, Daphne wird zum Lorbeerbaum. Dieser ähnele, liefert Anja Utler eine botanische Notiz, dem stark giftigen Seidelbast. Der Lorbeer, der der Dichterin für „münden – entzündeln“ gebührt, sei ungiftig und echt.

Paul Jandl, NZZ, 2005

Gurgeln und Murmeln an Seen und Teichen

„Die Umschlagzeichnung zeigt den Lauf der Naab in der Gegend um Schwandorf, dem Geburtsort der Autorin“, heißt es auf der letzten Seite des neuen Gedichtsbandes der Leonce-und-Lena-Preisträgerin Anja Utler. Dank dieses Hinweises mutet das silberne Geschlängel auf rotem Grund nicht mehr ganz so seltsam an. Doch was sich da windet ist weit mehr als eine biografische Reminiszenz. Schlägt man das Büchlein auf, entdeckt man bald, dass Wasserläufe und alles, was mit ihnen zu tun hat, eine Art topographische Chiffre für die Lyrik der 1973 geborenen Dichterin sind. Schon der Titel des Bandes verrät einiges über ihre poetischen Prinzipien: „münden – entzündeln“.

In Utlers Dichtung ist alles in Bewegung; Sprache fließt, verzweigt sich, staut sich auf. Die Verse sickern und fluten, netzen und rinnen, sie gurgeln und murmeln, bilden Seen und Teichen, Strudel und Wellen. Dabei ist es der heute in Wien lebenden Utler nicht um eine möglichst hohe Metapherndichte zu tun. Es geht ihr um die Lebendigkeit des Sprechens - ein Jammer, dass dem Buch keine Aufnahme beigegeben ist es geht ihr um die Windungen der Stimme, die Adern gleich ein vegetatives, organisches Geflecht bildet: „und still. bloß die witterung: brandstätte rodung vernehmbar - ist/ ehemals knistern - und fäulnis: die zehen befigern den strunk: / eine pilzige höhlung, bestochen die ab- geworfene haut: sie zerfällt / an den schuppigen sohlen und: raschelt auf“.

Tobias Lehmkuhl, Berliner Zeitung, Oktober 2004

Vielschichtige Sinnangebote erkunden

Die gebürtige Schwandorferin Anja Utler hat sich zu einer überregional beachteten Lyrikerin entwickelt

Schwandorf. Der Schwandorfer Stadtbibliothekar Alfred Wolfsteiner kann sich noch erinnern: „Mitte der achtziger Jahre hat Anja Utler den Kreisentscheid im Vorlesewettbewerb gewonnen.“ Aus der jungen Leserate von damals ist zwischenzeitlich eine überregional respektierte Lyrikerin geworden.

Heute lebt die 30-Jährige in Wien, pflegt aber in der Oberpfalz und speziell in Schwandorf noch immer freundschaftliche und vor allem familiäre Kontakte. Sie unternimmt von Wien aus immer wieder Reisen, um ihre Texte vor Publikum vorzutragen. So scheute sie sich vergangene Woche auch nicht vor den 400 Kilometern Anreise nach Weiden, wo sie am Freitag zu einer Gemeinschaftslesung eingeladen war - zu diesem Auftakt der Veranstaltungsreihe „Literaturlandschaften Bayerns“ hielt sie eine kurze, aber bemerkenswerte Lesung.

Laut, Rhythmus gestalten

Der Kulturkritiker des „NT“ war von den ungewöhnlichen Texten der gebürtigen Schwandorferin angetan. Er schrieb über Anja Utlers Gedichte „in denen es nicht um die Liebe, sondern um den Schmerz“ geht: Zwei Zyklen aus der griechischen Mythologie waren zentrales Thema: Marsyas und Daphne. Daraus entwickelte Anja Utler ein hoch komplexes Textgerüst, durchdrungen von Zischlauten und Vokalgeräuschen, denen es höchste Sprech- und Hörkonzentration abverlangte. Die Dichterin selbst ergänzt: „Ich bediene mich schlicht sehr alter, ursprünglicher poetischer Mittel: Ich gestalte Laut und Rhythmus.“

Ihren wichtigsten Auftritt hatte sie vor ziemlich genau einem Jahr zu absolvieren. Da war Anja Utler nach Darmstadt gefahren, um sich am Wettbewerb um den bedeutenden Leonce-und-Lena-Preis zu beteiligen - und zu gewinnen! Der mit 8000 Euro dotierte Leonce-und-Lena-Preis wird seit 1979 alle zwei Jahre verliehen - es ist der im deutschsprachigen Raum wichtigste Lyrikpreis für Dichter zwischen 27 und 35 Jahren. Zu den bisherigen Preisträgern gehörten unter anderem die bekannten Autoren Ludwig Fels, Ulla Hahn, Raoul Schrott und Raphael Urweider. An dem Wettbewerb hatten sich 19 Dichter - die jeweils zwölf Gedichte vorlasen - beteiligt. Die Teilnehmer waren aus knapp 600 Bewerbern ausgewählt worden. Wie die Jury befand benutze Siegerin Anja Utler „Sprachspiele gesteigerter Weltwahrnehmung“, die sowohl neugierig machten als auch verstörten. Für Jury-Moderator Wilfried Schoeller (Frankfurt am Main) schlug Utler außerdem eine „Brücke zur russischen Lyrik“. Ihre Promotion über russische Dichterinnen des 20. Jahrhunderts habe ihre Werke beeinflusst.

Mehr als nur „sprechen“

„Wenn ein Gedicht wie das über Marsyas,“ so sagt Anja Utler, „vom Elend einer Person spricht, die aus purer Willkür und dem Sehens-Drang - was ist unter der Haut? - geschunden wird, und das Gedicht dieser Figur einen Ausweg über die bedeutungsmäßig-klangliche Verschmelzung mit der Natur entwirft, so ist das ein konkreter Inhalt. Wenn ich diesen Inhalt aber so präsentiere, so erzähle, ist das kein Gedicht.“

Im Gedicht müsse der Inhalt in einen Sprach- und Assoziationsraum hineingestaltet sein, der mehr sei als ein „eindimensionales Sprechen über einen abgrenzbaren Inhalt.“ Das Gedicht schaffe eine Sprachwelt, die diesen Inhalt idealerweise direkt, ganz und unmittelbar verkörpere. „In diesen Raum aber kann sich nur jeder selbständig hineinbegeben, den angebotenen Assoziationen folgen und eine Vielfalt eigener, verwandter und abweichender Bedeutungen herstellen.“

Nicht „abgeschlossen“

Abgeschlossen seien die Gedichte nicht, so Anja Utler: „Im Gegenteil, sie stehen sehr weit offen, und erzeugen vielleicht gerade darin in manchen HörerInnen Angst vor dem ungewohnten, selbständigen Betreten dieses Raums.“

Ein Stipendium hat die gebürtige Schwandorferin Ende 2001 für einige Monate auf die ehemalige „Raketenstation Hombroich“ bei Köln geführt - einer Art Künstlerhaus, wo auch Wissenschaftler leben. „Der Physiker aus Spanien, mit dem ich in der Küche zusammentraf, hat mir am Morgen erzählt, dass einer seiner Verwandten gesagt hat: Lyrik sei die Sprache der Götter. Insofern stand er meiner Arbeit durchaus aufgeschlossen gegenüber und hatte gar nicht diesen Physikerblick von oben herunter. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, wie jemand an Lyrik arbeitet. Wie es so etwas überhaupt geben kann, dass man keine Maschine hat, die man bedient, mit der man Experimente durchführt, sondern dass diese Sachen aus dem Kopf kommen und dann irgendwie zum Gedicht werden. Tja, aber da konnte ich ihm auch nicht so viel weiterhelfen.“

Im Herbst neues Buch

Seit 1998 finden sich Gedichtpublikationen der Lyrikerin in Zeitschriften und Anthologien. Ihr Buch „aufsagen“ ist 1999 im „Bunte Raben Verlag“ erschienen. Im Jahr 2002 brachte sie mit A. G. Leitner im Verlag dtv die erfolgreiche Lyrikanthologie „Heiß auf Dich. 100 Lock- und Liebesgedichte“ heraus. Und im Herbst dieses Jahres erscheint „münden - entzündeln“ im Verlag „Edition Korrespondenzen“ in Wien. Unter anderem werden darin die Texte zu lesen sein, die im letzten Jahr mit dem Leonce-und-Lena-Preis ausgezeichnet wurden.

Daneben hat Anja Utler im Zuge ihres Studiums auch zwei wissenschaftliche Werke veröffentlicht: „Märchen und Weiblichkeit“, sowie als Promotion „Die Verheißungen des ‚natürlichen‘ Körpers“.

Thomas Dobler, <http://www.oberpfalznetz.de/zeitung/>, April 2004

Weitung des Blicks

Die Leonce-und-Lena-Preisträgerin Anja Utler legt ihren zweiten Gedichtband vor

Manche meinen, Provinz sei Enge. Doch die Sprache insgesamt, unser aller Sprache, in der wir miteinander sprechen, wird unmerklich enger. Die Vielfalt der Sprachen nimmt in unserer Gegenwart rapide ab. Das Sprechen in stereotypen sprachlichen Wendungen hat uns immer fester im Griff. Sprache wird überall zur Enge, nicht nur in der Provinz. Die dichterische Sprache der in Schwandorf geborenen, derzeit in Wien lebenden Anja Utler bricht diese enge Sprachwelt auf: „münden – entzüngeln“ heißt ihr erster umfangreicher Gedichtband (Edition Korrespondenzen, Wien) ein inhaltlicher Kontrast schon im Titel: Er kündigt die gegenläufigen Sprachbewegungen der Gedichte an.

Eine erstarrte Sprache, eine erstarrte Welt wird aufgebrochen. Die Gedichte kehren zum gemeinsamen, noch im Fluss befindlichen Urgrund von Sprache, Sprechen und Wirklichkeit zurück. Aus diesem Ursprung heraus können Sprache und Welt Wege in die Sprache und in die Welt „neu bahnen“. Natur und Körper sind in diesen Gedichten eins: im „gerodeten Mund“. Das Verschmelzen ist Voraussetzung dafür, dass jener Ort überhaupt erst in Erscheinung tritt, wo alles anfängt, alles im Fluss war und ist. Die Natur

steht in diesen Gedichten für sich, sie stellt aber auch Bilder für den Körper bereit: „landmasse tundra - versteppende haut / areale - sie: spreche ich speichle ich / mir in die schürfstellen, wunden, ziel: / lungenflechte statt haar“. Der Körper, vor allem 'Sprechorgane', Zunge, Stimmritze, Mund, sind für sich; sie sind aber auch Bilder, die für Natur stehen: „- rau - unterm reif: löscht das feld / sich die glieder und: krusten darunter / die lungen sind: brach“. Die versteinerte, allzu eingefahrene Wahrnehmung heutiger Leser wird verflüssigt und „entzüngelt“. Sie „mündet“ in den archaischen Urgrund, in dem Sprache und Welt verschmelzen. Diese Gedichte sind vor allem in solchen Worten und Bildern verankert, die Zwischenräume bezeichnen: zwischen Realitäten, zwischen Sprache und Wirklichkeit: „Kiefer“ ist einmal Baum und gleich darauf als „wurzelstock“ im Mund: „abzweigen“, „fluss“, „gurgeln“ - Worte, die immer den Blick von der einen auf mehrere Wirklichkeiten hin weiten: das „Gurgeln“ der Worte im Hals, das Gurgeln des Wassers im Fluss, der Fluss, der sogleich als Sprachfluss entschwindet. Kiefer, Zunge, Mund - lassen Realitäten und sprachliche Welten ineinander münden, weil sie mehreren Wirklichkeiten angehören. Doch nicht nur die Worte werden aufgebrochen, auch die Sätze. Die Sätze verlieren ihr festes Gefüge. Verben öffnen sich in alle Richtungen, ins Transitive, ins Intransitive, ins Reflexive. Aufmerksames Lesen, nein Hören vor allem wird uns abverlangt. Diese Mühe aber lohnt sich. Wir alle, durch erstarrte Sprache geprägt, sollten sie auf uns nehmen. Dann nimmt man dank dieser Gedichte Sprache und Welt tiefer wahr. Denn in dieser Lyrik ist nichts eng abgegrenzt, nicht der Körper vom Wald, nicht der Fluss vom Mund, alles weitet sich in das andere hinein. Auch das Ich verweigert die eigene Abgrenzung: „siedeln in allen (..) nicht kennen wollen // das: ist mein bein ist mein schritt“. Ein Wortstaccato voller Brüche und Brechungen, sprachmusikalisches Sprachspielen. Das geht bei allem Fließen und Schmelzen wahrlich nicht ohne Härte, ohne Brutalität, ohne Kälte ab. Dieses Fließen scheint unserer Wirklichkeit so fern. Das muss es auch sein, um die ganz andere Wahrnehmung überhaupt aufkommen zu lassen. Vertrautes klingt nur an, wird aber nicht zu einer dargestellten Wirklichkeit. Man kann es assoziieren, es hallt nach: die „Teichwirtschaft“ ebenso wie das Liebesgedicht. Die Ferne und die Enge - auch der Provinz - ermöglichen wohl erst diesen neuen weiten Blick.

„Münden – entzüngeln“ ist deshalb - auch - ein Buch aus der Oberpfalz: Die „Naab“ schlängelt sich als Zeichen über den Buchumschlag. Kiefern, Teiche, Karpfen: deren gefrorene Schuppen: „nur sie: stemmen das licht“, kalte Frostwinter, Abraumhalden ziehen sich durch diesen Band. Ohne sie gäbe es diese tiefere Wahrnehmung nicht. Ohne sie gäbe es diese Weitung des Blicks nicht. Sie befreit jene, die sich auf diese Gedichte einlassen, aus ihrer Enge. Kein einfaches Unterfangen für Leser, aber ein lohnendes: „will schon: du treibst dich mir zu“.

Walter Koschmal, Oktober 2005, lichtung

Lohnenswerter Eintritt in den Raum der Sprache

Gedichtband sucht seinesgleichen: mit *münden – entzüngeln* hat die Lyrikerin Anja Utler sprachliche Miniaturen geschaffen, die die Ambivalenz des Bruches und der Einheit gekonnt schultern.

Es ist ein Taumeln, ein Schlingern, in dem sich das Ich und mit ihm die Sprache in den Gedichten Anja Utlers befindet. Man fühlt sich vielleicht erinnert an die Worte Paul Celans, der beinahe vor einem halben Jahrhundert schrieb, dass es nicht allein die Sprache sei, sondern ein unter dem besonderen Neigungswinkel seiner Existenz sprechendes Ich, das im Gedicht am Werk sei. In Anja Utlers Gedichtband *münden – entzüngeln* scheint dieses Ich nicht bloß geneigt, sondern bereits beinahe gefallen zu sein. Jedoch nur beinahe. „die zunge sich: abstecken, hissen, nur so / bremst sie den fall“, heißt es an einer Stelle. Es ist eine „verflechtung“, die den Fall verhindert, das Netz der Sprache, das zugleich Rettung und Falle ist.

Dieses Paradox postmoderner Literatur versucht Anja Utler – entgegen der Tendenz vieler ihrer ebenfalls jungen KollegInnen – nicht zu kaschieren. Sie stellt es vielmehr in das unsichtbare Zentrum, es ist in jeder Zeile deutlich spürbar, es affiziert den Leser, nimmt ihn gefangen und lässt ihn Wunden und Risse fühlen.

Sog ins Innere

In einer verführerischen Oszillation zwischen Klang und Bedeutung webt Anja Utler ihre sprachlichen Miniaturen, verzichtet dabei beinahe gänzlich auf Narration und lockt mit zerrüttetem, aber eindringlichem Rhythmus. „[...] entsickert, gemündet in/ schlingende flutende, fransen mäandernde / adern sich aus – richtung: talsperre – jochbein, ja / gurgeln und stockt stottert fängt: sich an reusen aus / hornblatt, gezähnt, flutet im: gerodeten mund“.

Utlers Sprache ist durchwirkt von einem Treibenlassen ebenso wie von einer Dringlichkeit, einem Sog und zielt durch assoziative Verkettung immer in ein Inneres. Die Worte verweisen nicht nur auf eine fragwürdige äußere Wirklichkeit, sie verweisen auf das durch sie selbst gesponnene Netz, auf den Klang und das Spiel der Bedeutungen. Es wird dadurch ein Raum geschaffen, der offen ist, und der Leser ist aufgefordert, diesen Raum zu betreten, die Sprache darin zu betasten und sich dabei selbst als Sinnstifter zu begreifen. Dass dies den Lesern Angst machen kann, darauf hat Anja Utler selbst hingewiesen. Wagt man jedoch den Schritt, so findet man sich reich belohnt.

Wortfelder Körper und Natur

Bei aller Offenheit ist dennoch eine Struktur hinter allem erkennbar. Betrachtet man exemplarisch den ersten Zyklus des Bandes, so merkt man schnell, dass es mehrere Wortfelder sind, die sich in beinahe allen Gedichten ineinander schieben: jenes der Natur, insbesondere des Wassers (schilf, bachlauf, pappeln, kalkfels), jenes des Körpers (mund, pupille, finger, zunge, schulterblatt) und häufig jenes der entzweigenden Verben (scheiden, klaffen, brechen, splintern, spalten). Es wird so einerseits eine Verflechtung von Körper und Natur generiert, andererseits ein Bruch, die unüberwindbare Kluft: „im sturzbach der kopf – fontanelle – voran/ diese lücke da:“. Das Wortmaterial weist aber zugleich immer metaphorisch auf die hinter allem stehende Sprache, das dichterische Sprechen, somit auf sich selbst.

Dies alles erinnert, nicht zuletzt wegen der Form der Gedichtzyklen – der gesamte Band ist eine stimmige Komposition in zwei Teilen, in die sich jedes Gedicht fügt –, an Thomas Klings „Manhattan Mundraum“, in dem allerdings Körper und Stadt und nicht Körper und Natur die Wortfelder bestimmen, was vielleicht als eine spannende Verschiebung verstanden werden kann. Es verwundert jedenfalls nicht, dass gerade Thomas Kling sich überschwänglich zur Lyrik Anja Utlers äußerte und gar meinte, er kenne niemanden, egal in welchem Alter, der ihr das Wasser reichen könne.

Lyrisches Ich und Du

Das lyrische Ich dieser Gedichte nimmt sich entfremdet wahr: „ja, wieder und wieder ent- / wrungen sich“ heißt es da oder „verliere – nur poren mehr – und lieg mir fern“, oder es ist vom „sich eintauschen“ die Rede. Das Personalpronomen selbst ist aber oft eine Leerstelle im Text, das Ich verbirgt sich in der ersten Person der Verben (schlingre, will, finde, zittre). Leise, vorsichtig, aber dennoch unüberhörbar in diesen Gedichten kommt dann die Frage: „bist du?“. Das lyrische Du scheint ebenfalls eine entscheidende Rolle zu spielen. Es fungiert als Fluchtpunkt: „drifte schon: schlingre dir zu / durchs zerklüftete.“

„marsyas, umkreist“

Ein in sich abgeschlossener Zyklus des Bandes sei noch besonders hervorgehoben: „marsyas, umkreist“. Marsyas ist eine Figur der griechischen Mythologie, einer der Satyrn, halb Mensch und halb Ziegenbock. Marsyas wird, nachdem er Apollon in einem Wettstreit im Flötenspiel unterliegt, bei lebendigem Leib die Haut abgezogen. Aus seinem Blut und seinen Tränen entsteht ein nach ihm benannter Fluss. Hier bieten sich für Utler wieder der Körper und die Natur bzw. der Fluss als poetische Bilder an, vor allem aber das Spiel und das jähe Ende des vollendet musizierenden Marsyas als Allegorie für die Dichtung. „zwischen den fingern im flötenhals schwingen / erbeben sie spalten: den luftstrom entzweien – [ssh] – säuseln das / röhricht den lippen den rispen gleich teilt sich schwappt: wieder in eins.“

Wertvolle Neuerscheinung

Dass alles wieder eins zu werden scheint in den Gedichten Anja Utlers, dass sie mit der Ambivalenz des Bruches und der Einheit arbeiten, sie spürbar machen und überwinden zugleich, das mag vielleicht auch ein Grund für die enorme Kraft und Anziehung dieser Gedichte sein. Die 1973 in Deutschland geborene und nun in Wien lebende Autorin, die 2003 den Leonce-und-Lena-Preis, somit den bedeutendsten Lyrikpreis im deutschsprachigen Raum gewann, hat mit „münden – entzünden“ einen Gedichtband vorgelegt, der in der jungen AutorInnen-Generation seinesgleichen sucht. Nicht zuletzt durch die wirklich hochwertige, schöne Bindung und Gestaltung des Bandes durch den Verlag Edition Korrespondenzen ist dies eine der wertvollsten Neuerscheinungen in der deutschsprachigen Lyrik der letzten Jahre.

Philipp Weiß, Titel-Magazin Literatur und mehr, 2005

Über ein Gedicht Anja Utlers

*und endlich auch: atmen wollen, taun, wie der
see aus dem: schilf klaffen, triefen, die
kiefer das: kinn aus dem schlick scheiden,
trennen, und: abschenken, wieder die
lippen sich auf, aus dem rohr schneiden,
schlitzen, die kehle zum gaumen hin bricht:
an dem halm sich der laut*

Anja Utlers Gedicht – ein höchst ausgearbeitetes Präzisionswerk – verdichtet in rhythmischem Stakkato und klanglicher Kulmination (Anaphern, Reime, Doppelkonsonanten) semantische Ebenen, schneidet sie zusammen. Dabei gehen Klänge und Sinne permanent in Doppelbelichtungen ineinander über.

Man erkennt in der Verstrebungstechnik des Gedichts noch am ehesten einiges von Utlers Vorbild Zwetajewa wieder, in seiner Infinitivfreude und Verb-Reihungs-Katarakten erinnert es dann fast an expressionistische Verfahren.

Hier passiert allerdings noch mehr. Während z.B. bei Stramm meist nur ein semantisches Feld ausgebreitet wurde, bzw. eher verdichtet in einen Raum, sind hier drei semantische Schollen (formal eher Reihen) ineinanderverwuchert. Erst einmal der Mundraum: atmen kiefer kinn lippen kehle gaumen
Dann ein Seeufer: taun see schilf triefen schlick rohr halm laut

Die ersten beiden „Reihen“ sind also hauptsächlich substantivisch, die dritte „Reihe“ verbindet die beiden anderen durch Verben, die mehr oder weniger allesamt einem trennenden, entzweienden Kontext entnommen sind:

klaffen triefen schneiden trennen abschenken aufschneiden ausschneiden schlitzen bricht

Man fragt sich zunächst, wohin dieses Gedicht führen soll. Bei aller Prägnanz und Dichte wird doch der Sinn einer Zusammenführung von Maul und See nicht ganz klar: „kinn aus dem schlick schneiden“ Was soll das heißen? oder „lippen sich (...) aus dem rohr schneiden“? „kehle zum gaumen hin bricht“? Und wer will da aus dem „see klaffen“?

Es wird sich manchem das Gefühl einer brillanten Fingerübung aufdrängen. Die vielen Schnitte und die Rede vom klaffen und schneiden lassen allerdings eine empfindsame, verletzte Seele vermuten, die verdeckt von einer Gewalt spricht. Weil Welt hier allerdings, wie sie normalerweise verstanden wird, kaum hereinsteht, spricht: weder Charaktere, Dinge, Geschichten oder Sentimentalitäten auftauchen, entwickelt das Gedicht eine ungeheure, durch Verbinjektionen beschleunigte Schärfe, der aber sogenannter Reichtum (von dem Thomas Kling spricht) im landläufigen Sinne eher abgeht. Allerdings von „endzündlichem“ Sprechen zu reden scheint durchaus gerechtfertigt. Tatsächlich breitet dieses Gedicht eine Art Höhenluft aus, in der der Atem kürzer geht und das fieberhafte Frösteln, das einen durchläuft, abwechselnd zu heiß und zu kalt erscheint.

Die genannte Verbreihe bringt eine vierte Ebene mit in das Gedicht ein: Die laufende Entzweiung, Trennung und Aufschneidung drängt explizit sexuelle Konnotationen auf, die wir dann auch im semantischen Feld von Mundraum und Seeufer wiederfinden (halm rohr lippen schlitzen) und die außer dem Sprechen von Verletzungen auch einen sexuellen Akt anklingen lassen. So bricht – sich der lyrische Laut am Halm und das Gedicht ein weiteres Mal auf, lässt vermuten, dass im Inneren dieses Gedichts in der Tat eine (jene?) Wunde klafft. Das klanglich und semantisch aus den ersten drei Ebenen fallende „abschenken“, exakt in der Mitte des Gedichts herausstakend, scheint ein Beweis dafür, dass hier nicht willkürlich drei Ebenen zusammengeführt wurden. Die Verstrebung oder Schnittfolge wird von einem durchlaufenden Motiv begleitet. Dabei fährt jedes Wort ins nächste und lässt kaum Spekulation offen über die Verlinkung: So mündet (siehe Titel ihres Gedichtbands „münden – entzüngeln“, der auch schon

die beiden Ebenen: See und Mundraum ineinsblendet und dabei züngelnde Flammen löscht) schilf in klaffen, klaffen in triefen, triefen in das Reimwort kiefer und kiefer in kinn etc. Wo eine semantische Ebene gewonnen wird, wird sie sofort abspenstig, um wiedergewonnen zu werden, dann in eine dritte überzugehen und so fort. Allerdings scheint es, die Wörter hätten in diesem Gedicht nur ihre Berechtigung, insofern sie klanglich oder semantisch die vier „Register / Wortfelder“ verschränken. Daraus leitet sich die knappe Präzision ab. Keine Bildlichkeit, höchstens eine aufflackernde von verzerrter Detailnähe, keine Narration kommt auf. Während eine klanglich und semantisch ebenso dicht arbeitende Zwetajewa ihre Präzision immer auch in Abschweifungen und Reflexionen, in Beobachtungen und Ausrufe führte – und damit eine kontrapunktisch gesetzte Nähe zur Erfahrung einspeiste und die eigene Strenge aufbrach hin zu einer Abgleichbarkeit mit Bildern und Erinnerungen – fehlt solches hier größtenteils.

Utler meistert die Verschränkung so virtuos, daß innerhalb der „Register“ kein Wort aus der Reihe der Synonyme, der Homonyme und eng gesteckten Wortfelder mehr tanzen darf. Das erhöht die Dichte – aber unter Umständen auch den Eindruck eines mechanistischen, zu strengen Verfahrens. Die Ahnungen und Assoziationen, die ein Gedicht beseelen können, wirken verbannt bzw. sind abgetrennt – sind aber womöglich, wenn man es recht besieht, nur in den Hintergrund jedes einzelnen Wortes zurückgedrängt, das haptisch und zugleich verletzlich wird.

Was hervortritt ist die getriebene Atemlosigkeit, die aufreißt, aufklaffen lässt: „endlich auch: atmen wollen“

Wenn die Sprache dabei ihr Funktionieren auszustellen scheint, so doch freilich im Lichte einer (traumatisch anmutenden,) angedeuteten Kopulationsszene. Doch sollte man das Gedicht nicht zu schnell dahin aufschlüsseln: Das reduzierte eine atemabschneidende Überwältigung wohl eine Spur zu umstandslos womöglich auf eine Vergewaltigung (oder ähnliches) und unterstellte der Form einen zu simplen Impetus. Das Subjekt kommt in Utlers Gedicht kaum zur Sprache, deren Offenheit und Aufgeladenheit noch im kleinsten abgetrennten Partikel eine seltene Dichte und Dynamik zeichnet und über jede mögliche Szenerie Fragen nach dem schmerzbehafteten Zusammenhang zwischen dem Urteilen der Sprache und der Risse im Subjekt aufwirft.

Hendrik Jackson, www.lyrikkritik.de, 2005

Ein Taumeln, ein Schlingern

beginnt, sobald Rezensenten über Lyrik schreiben. Sie bemerken ein unter dem besonderen Neigungswinkel seiner Existenz sprechendes Ich, Wunden und Risse, getriebene Atemlosigkeit, eine spannende Verschiebung, eine aufflackernde Bildlichkeit von verzerrter Detailnähe, eine fragwürdige äußere Wirklichkeit, eine Ambivalenz des Bruches und der Einheit, Fragen nach dem schmerzbehafteten Zusammenhang zwischen dem Urteilen der Sprache und der Risse im Subjekt und vieles mehr. Was sie nicht bemerken, ist ihre Unfähigkeit, dem Leser ein Kunstwerk nahezubringen. Ein typisches Beispiel dafür ist das, was über Anja Utler und ihren zweiten Lyrikband geschrieben wird.

Auch mir war Anja Utler kein Begriff, als sie gestern im Rahmen des Bremer Festivals Poetry On The Road die Bühne der Schauburg betrat. Sie wirkte klein, blass, unauffällig, wie eine graue Maus; und lesen wollte sie aus einem Band mit einem Titel, wie er jenen gefällt, die davon leben, uns mit Ergüssen über konsonantenwirbelnde und mit eindringlichen Rhythmen bestechende Gedichte als Sprachspiele gesteigerter Wahrnehmung zu langweilen. Der Band heißt „münden – entzüngeln“, und Anja Utler begann zu lesen. Und *wie* sie las! Unaufdringlich, selbstbewusst und mit einer disziplinierten

Artikulation, die ebenso aufhorchen ließ wie die Texte selbst. Die sind Sprachmusik, sollten also beim Lesen zunächst einmal nicht inhaltlich verstanden oder gar interpretiert, sondern ganz einfach nur *gehört* werden:

„weit danach ist:

als rassle als: käme die atmung in gang und
den rand entlang knacken ja platzen die kapseln
die samen sie: spritzen sprühn tiefer, vom
wassersaum ab, übers land“

Und was ist da zu hören? Keine wirbelnden Konsonanten und nicht das Staccato, das ein anderer Rezensent herbeiphantasiert, sondern *Daktylen* (rassle als / käme die / atmung in / gang und den / rand entlang), *Alliterationen* (samen sie: spritzen sprühn) und jede Menge Lautmalerei (knacken ja platzen die kapseln): Rhythmen und Töne also, die *jedem* Menschen zugänglich sind, gleich welchen Alters oder welcher Herkunft. Wer zu Hause ist in der deutschen Sprache, der wird sich auch an den starken Bildern freuen und assoziieren können. Und wer schließlich etwas von Mythologie und Literatur versteht, dem werden sich die Gedichte - nein, nicht *ganz* erschließen; denn diese Lyrik lebt und lässt sich, wie jedes Kunstwerk von Rang, nicht ein für allemal ad acta legen.

Dies allerdings sollte man mit all jenen Rezensionen tun, die ich zitiert habe. Deren Gestelztheit nämlich - und nicht die große Kunst von Anja Utler, die nicht zufällig auch Anglistik und Sprecherziehung studiert hat - macht dem autoritätshörigen deutschen Leser Angst und hält ihn davon ab, Gedichten wie denen in „mündeln – entzüngeln“ mit offenen Augen und Ohren zu begegnen.

Hella Streicher, <http://hoehereweltenblog.twoday.net/topics/Buecher+und+Menschen/>, Mai 2004

ANJA UTLER, geboren 1973 im Schwandorf in der Oberpfalz, lebt in Wien. Hervorgetreten ist die Autorin und Slawistin bis jetzt etwa mit dem Gedichtband *aufsagen* (Bunte Raben Verlag, 1999) sowie mit Gedichten in Literaturzeitschriften (etwa im „Schreibheft“ Nr. 61, 2003). In der Edition *Korrespondenzen* ist nun ihr Band „münden – entzüngeln“ erschienen. Im Programmtext zu dem Buch heißt es, dass der Sprachsog dieser Gedichte die Leser in ein Wechselspiel ziehe, in dem Innen und Außen, Körperliches und Naturhaftes in- und auseinanderfließen. Und ganz dem Augenblick verpflichtet rühre Utlers Dichtung – „zischend, knackend, murmelnd“ – an jenen Grund, wo das Sprechen beginnt und das Denken umschlägt, „eher noch Atemgeräusch denn gestalteter Laut“. Die Arbeiten bleiben dabei jedoch wesentlich diesseits eines Phonetismus und verlassen nicht die Syntax, sondern arbeiten mit einer überaus genauen Stimmführung an deren Grenzen. Als konsonantenwirbelnde Rückkehr ins Vegetative (so Katrin Hillgruber) und als Sprachspiele gesteigerter Weltwahrnehmung wurden ihre Zyklen hervorgehoben. Hendrik Jackson betont den Zusammenschchnitt mehrerer semantischer Ebenen und deren Verdichtung. Ein Klaffen und Entzweien und Knospen und Platzen, und eben ein „Münden und Entzüngeln“ werden überzeugend direkt am Sprachkörper über eben diesen eingelöst.

Anja Utlers formbewusste Dichtung zielt auf das präzise Konstrukt eines Atmens in beschleunigter Schärfe.

linzer notate, Oktober 2004

Anja Utlers Natur lebt. Sie döst nicht wie unser klammes Land in den letzten Zügen des Winterschlafes, sondern webt sich als faserige Pflanze in den Menschenkörper ein. Und jetzt bitte nicht aussteigen, sondern festhalten oder fallenlassen wenn die Sogwirkung des Lyrikbandes „münden-entzündeln“ einsetzt: „... vom / brustkorb ab flechten sich/ tiefer ins: schilf schlucken: licht, / gurgeln, dunkel ja, dämmrig...“. Aufblitzende, assoziationsreiche Zeilen aus dem zweiten Gedichtband der 31-jährigen Anja Utler, die schon 2003 mit dem Leonce-und-Lena-Preis ausgezeichnet wurde, dem wichtigsten Lyrikerpreis im deutschsprachigen Raum. Orte im Körper, aus denen Sprache hervorbricht wie das Schilfrohr aus dem Uferschlamm, taumeln durch die Zeilen. Mal schneiden, mal erretten die Worte. Am Dienstag, 15.März, 20 Uhr liest Utler im Lyrik- Kabinett (Amalienstraße 83) aus dem Buch – mit der ihr eigenen, hoch entzündlichen Präzision.

Redaktion SZ, März 2005

1998 debütierte Anja Utler als Lyrikerin in der Zeitschrift DAS GEDICHT (vgl. Ausgabe Nr.6, S. 38). Die 1973 in Schwandorf (Oberpfalz) geborene Autorin lebt heute in Wien. Beim „Literarischen März 2003 der Stadt Darmstadt wurde sie mit dem „Leonce-und-Lena-Preis“ ausgezeichnet. Dort begegnete sie auch zum ersten Mal dem Dichter Thomas Kling, der von ihrer Lyrik begeistert war: „Das ist ganz selten: Anja Utler empfindet die Sprache. Daher schreibt sie so hart und so blitzend, so mitleidend genau. Daher die sybillinische Klarheit und der bestürzende Reichtum ihres Gedichts“, schrieb er über sie. Ihr zweiter, bislang umfangreichster Gedichtband „Münden-Entzündeln“ belegt eindrucksvoll den Ausnahmecharakter ihrer poetischen Arbeit. Diese Gedichte „strudeln“, „entstieben“, sie dringen unter die Haut, reichen bis tief in die Lungenspitzen, lösen die Zunge: „willst wohl: ich – strauchel dir / zu von den beinen ab: falle, / ich dir in die karste aus leiste aus / zähnen gespaltenem gaumen aus / bist du? – was irre ich dir in den / schrunden mich fest zu wurzeln, / verholzen wie wolfsmilch das / willst du wohl, das vergehen sein / ich – sickere dich durch“ („balancen II“).

AGL, Das Gedicht: Band 14, Sommer 2006